

## ich träume jede nacht vom meer

\*

*blau in blau in blau. durch rundes glas ein schwanken und ich schwanke mit. möchte gern raus, atmen, aber es gibt keine türen. kost und logis, heißt es und „ja“, sage ich – wie immer – und schäle wortlos kartoffeln. wir sind viele aber die kartoffeln sind mehr. mir wird schwindelig, vom schwanken und der dichten luft und der menge an arbeit. ich öffne den kühlschrank, will kälte auf der haut spüren, wenn schon nicht die weite. in der kühlschranktür ein spiegel. meine wangen rot und blutig, als hätte ich nicht das gemüse, sondern mein gesicht zu schälen versucht. es duftet nach rosen, dabei gibt es doch auflauf, denke ich. als ich nach den verletzungen tasten möchte, bemerke ich plötzlich die länge meiner haare und wie ihr gewicht mich zu boden zieht, durch die dielen in die dunkelheit.*

\*

Dabei sind sie noch kurz. Beginnen gerade erst, sich sanft zu einer Seite abzulegen. Wie Seehundfell, denkt Elin und fährt sich über den Hinterkopf. Dort: feinste Körner zwischen Strähnen, die man erst seit Kurzem wieder greifen kann. Das ist schön, irgendwie. Wieder etwas zum Festhalten haben. Das eigene Echt-Sein spüren, hier, wo der Boden durch die Finger rinnt, in den Haaren zurückbleibt und auf der Haut. Hier, wo nichts fest ist. Als Kind hat Elin es gehasst. Alles daran – die engen Badeanzüge, die kneifen zwischen den Beinen und den kleinen, speckigen Achseln. Die Sonnencreme, die klebt überall, die gelbe Flecken auf weißer Kleidung hinterlässt. Und dann der Sand. Abermillionen kleine Steine, Kristalle, schillernd und kratzend, eingeklemmt dort, wo es ohnehin schon zieht. Elin hat es wirklich versucht. Das Handtuch auszuschütteln, sorgfältig zu platzieren, sich die Füße wund zu rubbeln bis kein Korn übrig ist, kein Korn auf dem Körper, kein Korn auf dem Handtuch. Schreie, wenn jemand eindringen wollte in Elins sandfreies Reich. Jetzt: eingehüllt vom salzigen Geruch des eigenen Körpers. Nicht nur Sand in den Haaren, auch Sand auf dem Handtuch und es fühlt sich nicht mehr so bedrohlich an. Die gefühlten Bedrohungen sitzen jetzt woanders, viel tiefer, da wo Elin nicht herankommt.

\*

*dass ich mein strandtuch vergessen habe, bemerke ich zu spät. sie schauen mich an, mit ihren großen augen und großen brüsten und wollen, dass ich etwas „richtiges“ esse. ich habe hunger, aber ich mag nicht. ich bin zum baden gekommen, nicht zum picknick. aber nun bin ich hier und c knabbert euphorisch an einer scheibe wurst. alle essen recht wenig, bemerke ich, dabei sind ihre mäuler so groß. eine sagt: „was haben wir schon wieder geschlungen“ und ich drehe mich um, ganz empört. dass es mich triggert, dass sie immer behauptet, wir würden so viel essen, auch wenn das gar nicht wahr ist – „im gegenteil“, sage ich ins leere und mir ist bewusst, dass mir niemand zuhört. ich gehöre nicht zu ihnen. ich weiß es. sie wissen es.*

\*

Als Elin aufsteht, ist da kein Zwicken. Wie schön, längst selbst entscheiden zu können, in welche Materialien der Körper gehüllt wird. Der Blick fällt auf roten Stoff, wandert zu weißen Schlieren über Tinte unter Haut, wandert über Krusten und die blauen Flecken, die auf den Beinen sitzen wie große, runde Käfer.

*Die Narben, die wir wählen, die Narben die uns wählen*, denkt Elin dann und lässt sich vom Körper Richtung Ufer tragen. Sonst um eine aufrechte Haltung bemüht, sinkt der Kopf hier sanft nach vorne, ganz intuitiv. Der Körper geht schließlich von alleine und hier ist nichts, gegen das man stoßen könnte, bloß die Weite. Oder gegen sich selbst, aber dafür braucht es kein physisches Hindernis.

Der Körper ist sonnenwarm, die Augen ein wenig geblendet vom reflektierenden Grund, aber dort wo der Blick nun hinfällt ist der Sand feucht, dort wo die Füße den Boden streifen, werden Zehen nass. Hier treffen sich lackierte Nägel und ein Gefühl der Dissonanz. Da passt was nicht. Mal wieder. Und nicht bloß, dass der Lack, der mal erinnert hat an weißes Perlmutter, jetzt ganz gelb ist von Sonnenmilch und Salz. Nein, da ist noch etwas anders, aber das weiß Elin schon lange, auch, wenn es noch nicht lange einen Namen hat. Den Versuch war es wert, oder?

Neben den Zehen, die sich so fremd anfühlen, so abgetrennt und unabhängig vom Rest des Körpers – dabei tragen sie ihn doch – sitzen sie auf dem Kies. Schön in ihrer Diversität, keiner wie der andere, abgeschliffen und kantig, wild gefleckt und feucht

glänzend. Manche haben Löcher. *Hühnergötter*, erinnert Elin sich. Und daran, dass sie Glück bringen sollen.

Jetzt: Der Wunsch, sich den anderen erklären zu können – anhand der Steine. „Schau, durch das Loch du kannst durchblicken. Siehst du? Manchmal wache ich auf und ich schaue in den Spiegel und dann ist da ein Loch und ich kann sehen bis dort, wo sich der Wandschrank spiegelt – da fehlt was von mir. Genau dort. Siehst du nicht?“

\*

*ich suche nach wohnungen, irgendwo auf der insel. zentral genug, aber das meer muss nah sein. bitte, ja. das meer muss nah sein. jemand – n oder j – stellt mich einer anderen person als „die freundin von p“ vor. es piekst. sie müssten es besser wissen. schließlich im zug mit t und a. wir wollen irgendwo hin, sind jung und unbefangen, immer auf der reise, immer auf der suche. ich verschlafe den ausstieg und doch komme ich an. dort, wo auch immer dort ist, treffen wir die männer und obwohl sie männer sind und sich laben an ihrer männlichkeit, freunden wir uns an. eine errungenschaft. wir trinken bier und posieren stolz auf einer klippe. aber wir sind doch nicht gemacht zum klettern, sagt a plötzlich. jemand stolpert. vielleicht war ich es. körper zerspringen an felsen.*

\*

Einen der Steine noch zwischen den Fingern – Elin wird ihn später auf dem Nachttisch platzieren, ein Räucherstäbchen hineinstellen, anzünden und dem weißen Rauch zusehen, wie er zur Decke steigt – hat der Körper wieder übernommen. Nicht mehr angenehm erwärmt, jetzt heiß. Zu heiß.

Also geht der Körper dahin, wo die Grenzen des Selbst sich im Schaum auflösen. Wo das Nass den Körper umspült, es plötzlich ganz kalt wird überall. Hier werden alle Nippel steif, denkt Elin. Das Meer schert sich nicht um die Form, kennt nur den Widerstand. Hier, wo Kurven und Knochen umschlossen werden, wo nicht nur Gewicht sich verschiebt sondern auch andere Verschiebungen stattfinden können. Hier ist Körper nur Körper, schwerelos fast. In diesem fließenden, sprachlosen Austausch, kann nicht nur das Wasser, sondern auch Elin auf Zuschreibungen verzichten. Dem Meer ist egal, wer du bist.

Manchmal, nur manchmal, würde Elin gerne bleiben. Gerade so lange, wie es braucht, damit die Zehen – die blöden, fremden Zehen – erst zaghaft schrumpeln, schließlich

erodieren bis zur Unkenntlichkeit und mit ihnen der Rest. Ob das nicht schmerzen würde? Nö, warum? Sich hier im *blau in blau in blau* zerstreuen, hat nichts gemein mit „sich verlieren“. Verloren ist Elin längst, zumindest sehr verwirrt und darum geht es doch. Um das sanfte Aufbrechen in greifbare Einzelteile, die schließlich angespült werden und sich zu den anderen Steinen legen. Vielleicht könnte Elin dann am Ufer nach sich Suchen. Stein für Stein, Muschel für Muschel umdrehen, in Öffnungen blicken und horchen, schauen, was es dort zu sehen gibt. Als könnte Elin zwischen all dem Strandgut die Antworten finden. Dort selbst Fundstück sein unter anderen.

\*

*ich kenne seinen namen nicht, aber er ist schön und manchmal ist das genug. ich will gefallen. „ja“, sage ich – wie immer – und von hier, wo wir sitzen, kann man bis zum horizont sehen. ich denke, dass da was treibt im wasser, aber ich bin abgelenkt. er flirtet, aber nichts daran macht sinn für mich. ich spüre seine hand auf der innenseite meines Oberschenkels, spüre, wie sie sich bewegt, weiß, dass es etwas gibt, was er sucht und nicht findet. entsetzen in seinem blick. zwischen uns bricht etwas auf. auf der wasseroberfläche blitzt etwas hervor, ich erkenne es flüchtig und ich springe, lasse mich treiben, weg von ihm und allem, wofür er steht.*

\*

Tropfen glitzern auf Haut, die zu schnell rot wird, glitzern auf drei Sommersprossen – Elin wünschte, es wären mehr – glitzern auf dem Körper, dem Ich, das sich verschoben hat. Selbst hier fehlen die richtigen Worte für das eigene Sein. Da ist diese anhaltende Sprachlosigkeit, in der Elin sich verheddert wie in Seetang.

Das Meer ist gut, aber Elin kein Fundstück und die Antworten breiten sich nicht von selbst aus, lassen sich nicht sammeln und im Regal aufstellen. Stattdessen sind da die Fragen, hartnäckig, scharfkantig – die man noch Tage später zwischen den Laken, im Koffer, auf der Kopfhaut entdeckt. Aber die Fragen waren schon vorher da. Die Fragen hat Elin mitgebracht. Die Fragen wird Elin mitnehmen.

Später: Gekleidet in Stoff, der nicht zwickt, die Haare kurz, die Fragen groß, die Sprache nicht ausreichend, sitzt Elin mit den anderen am Tisch. Auf Kniehöhe spielen die Finger

mit dem Hühnergott. Ein Teller wird zwischen vier Gesichter gehoben, darauf Schalen, grau gewölbt, glänzend weiß.

Eine große Hand schiebt sich über den Tisch, langt gierig nach einer der Hälften und einem Stück Zitrone. „An einem stürmischen Seetag aufstehen, ein bisschen zu tief einatmen, bis dir die Luft wegbleibt. So schmeckt das.“, sagt er und sticht zu. Der Körper windet sich. Dass man sie befreien müsse und dann schlürfen. Dass man doch eine Ausnahme machen könnte, von wegen kein Fleisch. Dass sie hier nur zwei Euro pro Stück kosten.

Und Elin greift zu. Elin befreit. Elin schlürft. Etwas breitet sich aus im Mund, salzig kühl, fremd vertraut. Dann schnell Schlucken und an den Geschmack von Tränen denken und daran, wie Elin sich selbst geschmeckt hat, als eine Elin zwei Finger in den Mund geschoben hat nach dem Sex. In den Gesichtern der anderen Erwartung, kein Erkennen. Hier gibt es nichts zu sehen. Dann einen Blick in die leere Schale werfen, kurz zurückschrecken. Sich einbilden, etwas erahnen zu können, dort, wo vorher das Fleisch saß.

Dort, in der Auster.